

Evangelisches Wochenblatt



1715 Postverzeichn. Dreizehnter Jahrgang. — Preis pro Quartal 50 4. Zus. Gebühr pro 3spaltige Zeile 20 4. Auflage 5000.

№ 14.

Neunfirchen, ^{M. S.} Trier, den 4. April

1886.

Sabbatha.

Matthäi 27, 11—26.

Wir sind es gewohnt, diese Leidensstätte des Herrn als die anzusehen, von der Jesaias geweissagt hat: „Mein Angesicht verberg ich nicht vor Schmach und Speichel.“ „Laß ihn kreuzigen! Gib uns Barabbam los! Sein Blut komme über uns und unsere Kinder!“ Das Herz that einem weh bei diesem wüsten Geschrei, und am weitesten that einem das Ende, doch an dem verkehrten Landpfleger alle Mahnung des Heilandsmundes, aller Eindrud der Jesuliebe verloren ist, so daß die Geschichte Sabbathas schließt: „Jesu um ließ er geißeln und überantwortete ihn, daß er gekreuzigt würde.“

Und doch enthält diese Geschichte viel verborgene Herrlichkeit und viele Zeichen, daß auch hier in der entscheidenden Stunde der Vater zu seinem Sohne sich bekannt hat.

Da ist zuerst des Pilatus Weib — gewiß eine Heidin, die sich nie viel um den Herrn gekümmert. Die wird zur Evangelistin. Im Traum hat sie ihn gesehen, sei es als den Verachteten und Verschmähten, wie er vor ihres Mannes Throne stand, sei es als den Welkenrichter, vor dessen Throne sie und ihr Mann zitternd standen. „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten.“ Gott redet zu jedem, wie es verstehen kann: zu uns durch das Wort, zu dem Heiden durch den Traum. Das mußte doch den Pilatus erschrecken. Da sagte ihm doch der lebendige Gott: Hüte dich, daß du nicht anders, denn freundlich mit ihm fahrest. Dein Weib hat schon viel erlitten um seinetwillen, und noch hast du ihm nichts gethan: verdirbst du ihn, so soll das letzte ärger werden, als das erste, und die Wirklichkeit schlimmer, als der Traum. Das ist das erste Zeichen.

Und da ist Barabbas, ein Mörder, ein Aufrührer. Der hat all die Verbrechen wirklich begangen, die sie dem Unschuldigen schuld geben. Das ist ein Mensch, der nach göttlichem und menschlichem Recht den Tod verdient hat. Ist es zufällig, daß er mit Jesu vor das Gericht kommt, wirklich bloß des Volkes Wille, daß er freikommt und der Herr leidet? Nein, wie klingt doch aus dem, was da geschieht, das Passionslied wieder: „Der Mensch verdirbt den Tod und ist entgangen, Christ wird gelangen.“ Wie ist das doch ein Zeichen, daß wirklich in der Passion nach Gottes Willen und nach seiner Liebe der Gerechte leidet, was die Ungerechten

verdient. Wir die Empörer wider Gott, die Sünder gegen das heilige fünfte Gebot in Haß und Groll — und der teure Gottessohn, der seine Speise sand darin, daß er that den Willen des, der ihn gesandt hat, der sich durchs Leben und den Haß hindurchgeliebt, büßt anstelle des Barabbas. Kann es wohl deutlicher sein, liebes Christenherz, daß er der Erlöser sein soll, der sein Blut gibt für viele? Das ist das zweite Zeichen.

Und da ist Pilatus. Er ist ein ganz charakterloser Mensch, einer von denen, wie sie leider in der Christenheit zu tausenden sind, die den Herrn Jesus jahrelang können vor Augen haben und sein Wort hören und befehlen sich doch nicht. Sein Händewaschen hat ihn gewiß nicht rein gemacht vor Gott, nicht einmal vor uns. Aber mag er sein, wie er will. Das bezeugt er doch, daß der Herr unschuldig ist. Er hat ja wohl manchen Verbrecher in seinem Leben gesehen, auch solche wohl, die da sagten, sie seien unschuldig und waren es nicht. Eines Richters Auge wird scharf mit der Zeit und durch die Übung. Von diesem sieht er: Das ist ein Mensch, wie keiner. Er antwortet nicht auf alle Anklagen. Er bleibt ruhig, in all dem Wogensturm lästender Stimmen ein unbewegter Fels. „Ich bin unschuldig an dem Blut dieses Gerechten, da sehet ihr zu!“ — „Was hat er denn liebes gethan?“ — Ja gewiß, erkannte er ihn als gerecht, so ist er ungerecht, daß er ihn nicht freiläßt. Aber hier bestätigt es der Richter über Leben und Tod, die höchste bürgerliche Obrigkeit im Lande: Dies ist ein Mensch, an dem die ewige Gerechtigkeit Wohlgefallen haben muß, ein unschuldiger und reiner Mensch. Das heißt doch in diesem verkehrten und sündigen Geschlecht, da Gott vom Himmel schaut, ob einer klug sei und nach ihm frage, und findet keinen: Hier ist Gottes Sohn. Das ist das dritte Zeichen.

Und endlich, da ist das Volk. Schon seine Wut: Laß ihn kreuzigen! ist ein Zeichen. Des Menschen Jorn thut ja nicht, was vor Gott recht ist. So sind sie doch dabei, schwere Sünde zu thun. Aber das ist noch nichts. „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“ In diesem Augenblick, wo sie das sagen, mag der Herr gedacht haben an seine Thränen über Jerusaleum, mag vor ihm gestanden haben das Bild der zerstörten Stadt. Gott gibt jedem, was er will: Gnade den Gläubigen, Vergeltung den Ungläubigen, Heil den Frommen, Unheil den Unfrommen. Ihnen läßt er dies Blut als Gericht, wie sie es wollen. Jerusaleum fällt unter der Römer Hand: was der Hohepriester vermeiden wollte durch Jesu Hingabe, daß die Römer kämen und

nähmen ihnen Land und Leute, — das Blut Jesu, von ihnen vergossen, schreit von der Erde und zieht das Gericht über sie und über ihre Kinder. Später erhoben sie sich. Sie wollten abwerfen das Joch — und es ward härter. Es war eine Zeit, da stand auf der Stätte Zion ein Heidentempel, und Israel blieb verbannt aus der Stadt seiner Sehnsucht und Tausende starben. Und über ihre Kindesfinder. Verfolgung, Haß, Hohn, Zerstreuung in alle Länder, das ward ihr Erbteil durch alle Jahrhunderte hindurch. Daß dieses Blut so heimgesucht worden ist an dem Geschlecht, das sich daran veründigt, das ist Zeichen und Beweis genug, wer es war, den sie verworfen. Das ist das vierte Zeichen.

So sieh denn hin, o Christenauge, auf Sabbatha und gebente an ihn, der dir zu liebe leidet. Das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Und wenn sie den Barabbas freilassen für ihn, so denke: Für mich erlittst du Leiden, für mich ertrugst du Schmerz! Ich danke dir, o Herr, daß du dich hast verworfen lassen, damit ich freikomme, und daß du gestorben bist, damit ich lebe! Und wenn Pilatus ihn gerecht nennt, dann sprich: Deine Gerechtigkeit, Herr, das ist mein Schmutz und Ehrenkleid; schenke sie mir und hilf, daß ich dein sei und bleibe! Und wenn das Volk sein Blut auf dich herabflucht, so bete es auf dich herab, denn das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von allen Sünden.

Ja, Herr, laß in Gnaden über uns und unsere Kinder kommen dein Blut und dein Heil! Laß es uns stärken im Leben, retten im Sterben, und laß es einst im Gericht besser für uns sprechen, als Abels Blut! Amen.

Großmütterchen.

Erzählung von H. Strehle.
(Fortsetzung.)

Die letzten Reste des Winters waren von der Erde gelilgt. Der wonnige Lenz führte mit Allgewalt sein geschmücktes Szepter. Die ganze Natur jubelte, Feld und Wald atmeten Freude und Freuden.

Es drangen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud und Bäume
Aus jeder Brust.
O Erd, o Sonne!
O Glück, o Lust!

Es war noch früh am Tage. Ein dusterer Maimorgen war angebrochen. Klein-Lisi hatte längst sich darnach geseht, wieder einmal in Großmütterchens freundliches Auge zu blicken. Zu Hause — da lag ein so dumpfer Druck auf allen und allen! Das Kind erhielt leicht die Erlaubnis, in die Stadt zu gehen, war dann doch auf ein paar Tage ein Esser weniger.

Lisi hatte von ihren Sachen das Beste herausgesucht. Zwar wars auch schon alt und verbraucht, aber doch sauber und nett. Die Strümpfe und die wohlgeputzten Schuhe trug sie am Arm in einem Körbchen, um sie erst kurz vor der Stadt anzuziehen.

Ihr Weg führte durch den großen Laubwald, der zwischen ihrem Dorfe und der Stadt lag. Es war so feierlich umher.

Durch den Wald, den dunkeln, geht
Holde Frühlingsmorgenlunde,
Durch den Wald vom Himmel weht
Eine leise Liebeslunde.

Selig lauscht der grüne Baum,
Und er taucht mit allen Zweigen
In den schönen Freisingsraum,
In den vollen Freisingsreigen.

Blüht ein Blümlein irgendwo,
Wirds vom hellen Tau getränkt,
Das einsame zittert froh,
Daß der Himmel sein gedenkt.

In geheimer Laubesnacht
Wird des Vogels Herz getroffen
Von der großen Liebesmacht,
Und er singt ein süßes Höschen.

Auch das Blümlein Lisi ward vom hellen Tau getrocknet. Das Kind wußte sich ja keine Nechenschaft darüber zu geben, was ihm geschah, aber je weiter es ging, um so leichter wurde ihm ums Herz, um so heiterer seine Miene, und endlich öffnete sich der kleine Mund sogar zu einem Liede. Lisi konnte nicht länger so stumm durch all den Gesang hindurchgehen, sie mußte mitthun.

Großmütterchen hatte längst auf Lisi gewartet. Heut an diesem herrlichen Maimorgen war es ihr nicht mehr zweifelhaft, sie komme — und sie kam.

Frau Barbe hatte ihr freundliches Spitalstübchen auf das schönste geschmückt. Selbst einige Blumen, die sie gekauft auf dem Wochenmarke gekauft hatte, Tulpen und Springaus, fehlten nicht. Das Fenster stand weit auf, daß der schöne Maimorgen hereinströme. — Zwischenwärt blickte sie immer wieder einmal auf die Straße, die sie, wenn sie sich ein wenig aus dem Fenster herausbog, eine weite Strecke überblicken konnte.

Endlich — da — sie kam, ganz langsam und zaghaft, als fürchte sie sich vor den hohen Häusern der Stadt.

Großmütterchen eilte, so schnell sie vermochte, hinunter, der Kleinen entgegen, die sich ihr an den Hals hing, so fest, als wolle sie sie nicht wieder loslassen. Ein Strom von Thränen flürzte ihr aus den Augen.

Waren es Freudenthränen? Viel Fragens war Lisi gegenüber nicht an der Stelle.

Erst als man droben im hellen Stübchen wieder vertrauter mit einander geworden war, kam als einziger Bericht von Hause dies heraus: „Vater ist jetzt immer so schrecklich böse, er flucht so laut und hat auch gesagt, der ganze Hof müsse abbrennen!“

Wie ein Dolchstich ging das letzte Wort der alten Frau durchs Herz, und eine namenlose Angst besiel sie. Wie? Sollte ihr Sohn von der Bahn heruntergefallener Unbesoldetenheit schon abenten auf die des Verbrechens? Sie fand den ganzen Tag keine ruhige Minute mehr und mußte alle ihre Kraft aufbieten, dem Kinde ein heiteres Gesicht zu zeigen, damit dasselbe in seiner Wiedersehensfreude nicht beeinträchtigt würde. —

An dem Abende desselben Tages saß Bauer Jürgen mit seinen Rumpanen wieder im Tabaksqualm der Wirtsstube des Kretschams. Praunweinläser und schmucke Karten bedeckten den Tisch.

Jürgen hatte heut entschiedenes Unglück. Gewann er sonst fast regelmäßig ein paar Groschen, heut bekam er trotz aller Müdens immer die schlechtesten Karten. Seine geringe Barschaft war längst verpielt, und er hatte schon zur Kreide greifen müssen. Er wollte das

Verlorene durchaus wiedergewinnen, während seine Mitspieler ihrerseits alles daran setzten, ihn noch weiter hineinzu treiben.

So wurde das Spiel immer hitziger. Mar zankte, man fluchte, Faustschläge fielen drohend auf den Tisch nieder, daß die Gläser klirren; und der Värm stieg zu einem solchen Höhegrade, daß der Wirt, welcher sonst nie seine Ruhe verlor, schon mehrmals ängstlich zu dem Spielstische hinübergeblickt hatte, ob da auch alles gut enden werde.

Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen. Herein stürzte Robert, des Bauer Jürgen Sohn. Er machte den Eindruck eines Wahnsinnigen. Seine roten, struppigen Haare sträubten sich, die Augen fielen weit aufgerissenen Augen vollten wild hin und her, die Arme hatte er weit von sich gestreckt, als wolle er ein Gespenst abwehren.

Im ersten Augenblicke vermochte er sich in dem Qualm der Wirtsstube nicht zurechtzufinden. Suchend blickte er umher. Dann seinen Vater an dem Spielstische bemerkend, lief er auf denselben zu und schrie mit heiserer Stimme: „Vater, unser Hof brennt! — Feuer — Feuer!“ Damit stürzte er wieder auf die Straße. Totenstille trat für einen Augenblick in der Wirtsstube ein. Der Bauer sah da wie vom Schlage getroffen, sein Gesicht war erdhaft geworden, die Karten, die er noch in der Hand hielt, fielen einzeln zur Erde.

Dann sprangen sämtliche Anwesende auf, um der Brandstätte zuzueil.

Unterwegs hörten sie schon die Sturmglocke; unheimlicher Feuerschein rötete den Himmel der stillen Mainacht; das ganze Dorf war auf den Beinen.

Am Spritzenhause kommandierte der Schulze mit weithin schallender Stimme; von der schlecht eingebundenen Löschmannschaft war aber immer Einer dem Andern im Wege.

Als man endlich soweit war, den ersten Wasserstrahl abgeben zu können, mußte man sich zu gleicher Zeit überzeugen, daß nichts mehr zu thun sei. Das Gehöfte brannte an vier Stellen; sämtliche Strohdächer standen in Flammen, ja waren zumteil bereits herabgefallen und hatten mit ihren Feuergarben die Zugänge gesperret, so daß selbst nur wenige Stüde Vieh gerettet werden konnten. Auch die von den Nachbardörfern herbeieilenden Spritzen waren machtlos. Sie gingen zwar rüstig an die Arbeit, aber mit wenig Erfolg.

Jürgen Buchholz stand vor seinem brennenden Gehöfte, rautte sich die Haare und schrie unaufhörlich: „Helst, helst!“ Aber hier war jede Hülfe umsonst, es war nichts mehr zu retten. Frau Uxsel lag in Krämpfen absteifs auf einem Sandhaufen. Sie hatte das Feuer erst bemerkt, als das Haus über ihr bereits lichterloh brannte. Robert sah sich kaum noch ähnlich; die Kniee schlotterten ihm, und die Bähne süßigen Schweißes auf einander, trotz der Glut, die das Feuer verbreitete; er lief bald hierhin, bald dorthin, vermied aber sichtlich die Nähe seines Vaters.

Da bei der Stille des Windes ein Weiterumsichgreifen des Feuers nicht zu fürchten war, beschränkte man sich darauf, das zusammengeflürzte brennende Gebälk mit Wasser zu übersättigen, um wenigstens noch etliche Stüde, die sich wieder brauchen ließen, zu erhalten.

Jürgen war nach und nach ganz still geworden, er stand da wie eine Salzsäule und schaute stieren Blicks in Flamme und Qualm.

Der Schulze trat zu ihm, berührte ihn an der Schulter und sagte: „Jürgen, wer das angelegt hat, der hats beinahe zu gründlich besorgt! Das Feuer ist an vier Stellen zu gleicher Zeit ausgebrochen.“ Der Sprecher schlug eine heisere, häßliche Lache auf.

Der Bauer erwachte wie aus einem tiefen Traume. Es zuckte wie ein Blitz durch sein Gehirn, er sah sich rund um nach allen Seiten, dann stieß er heftig hervor: „Wo ist mein Robert?“

„Ha, der Robert!“ lachte der Schulze weiter, „richtig, der hat Euch ja die erste Meldung gebracht. Bieleicht weiß der Genaueres über die Sache. Seht, da drüben steht er! Wie er rot aussieht in dem Feuerschein, wie ein richtiger Feuerwerker aus der Hölle!“

Der Bauer hörte nicht weiter. Stürmenden Laufes eilte er um die Brandstätte herum. Robert aber hatte ihn früh genug kommen sehen, um noch zu rechter Zeit in die Dunkelheit hinaus entschließen zu können, und der Bauer mußte seine Verfolgung bald als nutzlos aufgeben.

Jürgen war in einer Aufregung, die ihn einen Mord hätte begehen lassen. Es war ihm, als müßte er den roten Feuerwerker in seine eigenen Flammen werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf?

(Nach der gleichnamigen Schrift von Dr. W. Barneid.)

III. Die Eingeborenen und ihr Recht.

Wir fragen: was bringen uns die Kolonien für Vorteil? Diese Frage hat ihr Recht. Der Handel will verdienen. Aber ebenso haben die Eingeborenen ein Recht, zu fragen: Welchen Segen bringt eure Kolonisation denn uns? — Ihr kommt hierher, setzt euch in den Besitz unseres Landes, bereichert euch durch seine Schätze und unterwerft uns eurer Oberherrschaft — was gebt ihr uns dafür? Denn das ist doch offenbar, daß die paar hundert oder tausend Mark, welche als Kaufpreis gezahlt werden, keine wirkliche Gegenleistung für die abgetretenen großen Gebiete sind, und die abgesehenen Verträge keine Ablassbriefe, welche uns von den Pflichten gegen die Eingeborenen entbinden oder gar für Unrechtsakte absolvieren. Wir können die Rechtsmittel aller dieser Landwerbungen nicht untersuchen, aber wenn auch äußerlich alles rechtmäßig zugegangen, so beruht die ganze Erwerbung doch lediglich auf dem Recht des Stärkeren und Klügeren dem Schwachen und Ungebildeten gegenüber. Wußten denn diese Eingeborenen wirklich, was sie thaten, als sie ihr Land dahingaben und sich unter deutsche Schutzherrschaft stellten, selbst wenn sie um diese baten? — Sind die Vermittler, namentlich die Dolmetscher, immer ganz zuverlässige Leute? Gaben sie sich die Mühe, den Eingeborenen in ihrer Sprache die Ende wirklich klar zu machen? Hatten die Häuptlinge wirklich immer das Recht, auf diese Weise über ihre Unterthanen zu verfügen? Doch lassen wir das. Nur dann gibt es für jenes Recht, das der Stärkere sich nimmt, eine zur Entschuldigung dienende Ausgleichung, wenn der Stärkere sich auch als der Bessere erweist und der wirkliche Wohltäter der Eingeborenen wird. Die Ein-

geborenen können den Rechtsanspruch erheben, daß die herrschende Kolonialmacht die Fürsorge für ihr Wohl als heilige Pflicht ansieht. Auch die wirtschaftliche Weisheit, oder plumper ausgedrückt: der Egoismus, die Selbstsucht gebietet schonungsvolle und pädagogisch richtige Behandlung der Eingeborenen. Denn das liegt auf der Hand, daß ruinierte Menschen nirgends in der Welt ein wirtschaftlicher Gewinn sind. Die Eingeborenen verwahrlosen, heißt die Kolonien verwahrlosen, die Eingeborenen heben, heißt die Kolonien heben. Auf Kolonien, die sich rasch durch europäische Ansiedler bevölkern, ist die Mißhandlung der Eingeborenen vielleicht kein Schade, sondern nur eine Schande für die Europäer. Wollte man aber auf tropischen Kolonien gegen dieselben handeln, wie etwa in Südastralien und Tasmanien, wo man förmliche Menschenjagen gegen sie veranfaßt hat, so hieße das geradezu die Henne töten, welche die Eier legt. In der fortgehenden Not, welche die Beschaffung von Arbeitern macht, und den mit ihr verbundenen vielfachen materiellen und sittlichen Schädigungen trägt übrigens selbst Australien bis auf den heutigen Tag die Folgen des Fluchs, der wegen Mißhandlung der Eingeborenen auf ihm ruht. Und als wos für eine schwarze Warnungstafel in der Kolonialgeschichte steht das von den Spaniern so barbarisch behandelte Westindien da! Es war der Fluch der ersten bösen That, daß sie die Sklaverei gebar. Und die Sklaverei? Nun, abgesehen davon, daß sie ein ewig schändendes Brandmal in der Kolonialgeschichte bleibt — sie ist auch ein vollkommen schlechtlager Versuch, die Eingeborenen der heißen Länder zur Arbeit zu erziehen. Vorübergehend machte sie die Kolonien zu melkenden Kühen, und wie steht es jetzt? Es scheint kein Mittel zu geben, den Verarmungsprozeß aufzuhalten, dem sie anheimgefallen sind. Bei dem Raubbau, der das Land ansaugt und seine Bevölkerung verlüpft, verarmt eine Kolonialmacht an dem Reichtum, den sie aus ihren Kolonien zieht. Wie sonderbar das auch klingt, so ist es doch das tatsächliche Ergebnis eines Naturgesetzes sowohl der wirtschaftlichen, wie der sittlichen Weltordnung, wie das Beispiel Spaniens und Portugals zeigt.

Ist es nicht ferner unsere Pflicht, daß wir die vielen tausend Menschen in den Kolonien, über die Deutschland jetzt thatsächlich die Herrschaft ausübt, gerade so gut zu gewinnen suchen, wie wir die Bevölkerung von Hannover, Elsaß-Lothringen mit der preussischen und deutschen Herrschaft durch geeignete Behandlung zu verführen suchen? Da jene auf der niedrigsten Stufe der Kultur stehen, bedürfen sie dessen nicht weniger, sondern mehr. Man kann auch die Wilden auf die Dauer nicht mit Peitsche und Kanonen regieren. Es geht mit diesen sogenannten Wilden wie mit Kindern: Gerechte Strafe finden sie in der Ordnung, ungeredte Härte reizt sie zum Zorn. Es bedarf, um sie zu regieren, ebenso der festen Hand, wie des milden Blicks, des freundlichen Worts, des väterlichen Herzens und unter allen Umständen des gerechten Sinnes. Jedenfalls brauchen wir in den Kolonien andere Schutzmächte, als bloß Soldaten. Eine pädagogisch weise, väterlich feste und doch zugleich milde und wohlwollende Behandlung der Eingeborenen ist die beste Fundamentierung unserer kolonialen Herrschaft. Der alte preussische Wahlspruch — *Suum cuique*: Jedem

das Seine — bestimmt auch unsere Pflicht gegen die noch schwachen, uncivilisierten und heidnischen Mitbürger in den Kolonien. Gar manches Blatt der Kolonialgeschichte ist mit Blut und Brand geschrieben. Auch die kurze Geschichte der deutschen Kolonisation enthält bereits ein solches Blatt. So notwendig auch das energische Auftreten der deutschen Macht den verführten Kamerun-Regern gegenüber gewesen ist, so bleibt es doch immer ein trauriges Ereignis. Gott helfe, daß dieses blutige Blatt das erste und das letzte bleibe. Unsere Pflicht den Eingeborenen gegenüber besteht in drei Stücken; es ist die des Schutzes, der Erziehung und der Christianisierung derselben. Die Anfangsform der kolonialen Herrschaft ist das Protektorat, d. h. die Schutzherrschaft. Dies darf kein leeres Wort sein. Die Eingeborenen müssen auf wirklichen Schutz gegen alle ihre Unterdrücker rechnen dürfen. Auch an der Erziehung der Eingeborenen haben es die Kolonialmächte gar oft fehlen lassen; ja, sie haben das Gegenteil davon gethan. Wie oft haben die sogenannten Vertreter der Civilisation die „Wilden“ erst zu Lumpen und Schurken gemacht und ihnen Laster eingeimpft, statt Tugenden gelehrt! Es muß eine nationale Ehrenlade für uns werden, der Verwahrlosung der Eingeborenen zu wehren und einen materiellen und geistigen Erziehungsprozeß ins Werk zu setzen, um deswillen sie die deutsche Herrschaft als einen Segen preisen lernen.

Aber wir sind den Eingeborenen gegenüber nicht bloß die Stärkeren und die Gebildeten, sondern wir sind auch Christen. So legt unser Christentum uns die Pflicht der Mission auf. Weber die Verpötlung des heidnischen Aberglaubens, noch die Auftragung eines Civilisationsfirnisses ist die Macht, das Heidentum zu überwinden und seine Greuel zu beseitigen, sondern allein die Annahme des Christentums seitens der Heiden. Ohne Beseitigung des Heidentums ist es auch unmöglich, unsere Erziehungsaufgabe zu erfüllen. Darum ist gerade die Mission das erste Kolonialgebot. Dazu bedarf es der vereinten Anstrengungen der Kolonialregierung, des Großhandels und der Missionare. Aber hinter diesen muß das gesamte deutsche Volk stehen. Die Arbeit liegt allerdings zunächst in der Hand einzelner Männer; aber ihre Wurzel ruht in der Heimat, in dem lebendigen Christentum und in dem christlichen Gewissen des deutschen Volks.

IV. Die christliche Mission.

Die christliche Mission hat ihre Arbeit gethan, unbeirrt durch Spott und Hohn und längst ihr ehe Deutlichland an Kolonien dachte. Es wird ihr jetzt vielfach geschmeichelt, es werden ihr auch allerlei gutgemeinte Rathschläge erteilt. Sie darf sich aber auch dadurch nicht beirren lassen, sie muß ihre Aukterheit bewahren; sie muß bleiben, was sie ist. Die Predigt des Evangeliums ist ihre Aufgabe, die Christianisierung, Befehrung der Heiden ihr Ziel, Taufe und Lehre ihre Mittel. Sie ist getragen von dem Bewußtsein, daß das Christentum die einzig wahre Religion sei. Nur Ein Heil für alle Völker in Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen! Alles, was Mensch heißt, muß daher die gute Botschaft von Heile in Christo erfahren, zum Glauben an das rettende Evangelium eingeladen werden. Mit dieser Verkundigung und Einladung muß so lange fort-

gefahren werden, bis sie alle Völker der Erde vernommen haben. Daneben gibt es ja freilich auch eine Kulturaufgabe. Diese aber ist eine allgemeine, rein menschliche, getragen von dem Wort: „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über dieselbe.“ Die Missionsaufgabe ist wesentlich eine christliche, ruhend auf dem Wort des Herrn: „Machet alle Völker zu meinen Jüngern, indem ihr sie tauft und halten lehrt alles, was ich euch befohlen habe.“ Dennoch ist die Mission trotz dieser Einseitigkeit, um dezentwillen sie die Schmach Christi tragen muß, ein sehr vielseitiges Werk, welches zu einer respektablen Größe herangewachsen ist und auch die mannigfaltigsten Kulturerfolge aufzuweisen hat. Die letzteren ergeben sich bei Verfolgung des Hauptziels nebeneinander, sowohl sittliche, wie geistige und materielle. „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes, so wird euch solches alles zufallen,“ sagt unser Herr und Meister. Die Mission ist vielfach auch der Pionier für koloniale Unternehmungen, sie wird andererseits als Bundesgenossin in der Lösung der kolonialen Aufgaben angerufen. Sie hat auch um die Wissenschaft sich schon mannigfache Verdienste erworben und dafür Anerkennung gefunden. Aber alle diese verschiedenen Wertungen der Mission dürfen ihr ihre eigentliche Aufgabe nicht verrücken. Nur durch ihre religiöse Macht ist sie eine Kulturmacht. Will man das erste in den Hintergrund stellen, so nimmt man der Mission das Salz. Sie will gern dienen; aber als eine freie Magd, die Ziel und Art und Mittel ihrer Arbeit selbst bestimmt. Das Vergehn Christi darf ihr auch in Zukunft nicht fehlen. Sie muß allezeit mit dem Apostel sprechen können: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht; denn dies allein ist die Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben.“

Wir geben zum Schluß dieses Abschnittes noch einige Zahlen, welche die Größe des Missionswertes heutiger Zeit beweisen:

Die Zahl der evangelischen Heidenboten beträgt nämlich jetzt etwa 3000; die der römisch-katholischen ist jedenfalls weit größer, doch fehlen darüber sichere Angaben. Es wird in der evangelischen Christenheit eine Gesamtsumme von jährlich 35 Millionen Mark aus lauter freiwilligen Gaben für die Mission aufgebracht. Ueber 2 Millionen Heidenchristen sind in geordnete, zumteil sich selbst unterhaltende und selbst ausbreitende Gemeinden gesammelt. Endlich 12000 Schulen der verschiedensten Grade und 25000 Lehrer aus den Eingeborenen, etwa 200 Bibelübersetzungen, davon 70 in Sprachen, die vorher nicht geschrieben wurden, zeigen die Mission als eine große geistige Bildungsmacht.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Ohrfeigen!

Im allgemeinen bin ich kein Freund der Ohrfeigen, und bins noch nie gewesen. In meiner Kindheit war ichs nicht, weil sie mir wehtathen, wenn ich sie erhielt. Als Mann bin ichs nicht aus zwei Gründen. Erstlich halte ich sie für eine Verneuerung des edelsten menschlichen Körperteils, des Haupts, und bin der Meinung, der weise Schöpfer habe für Anbringung der Züchtigung einen anderen, minder edlen Körperteil ausdrücklich vorgesehen und eingerichtet. Zweitens ist die Ohrfeige eine

Züchtigungsweise, durch welche großer, unheilbarer Schade angerichtet werden kann. Ich bin zwar kein Doktor, aber das dumpe Surren und Brausen im Kopf, das, soviel ich mich erinnere, auf eine „gefalzene“ Ohrfeige folgt, zeigt nicht gerade eine wohlthätige Wirkung aufs Gehirn an, und wenn ein im Denken langamer Knabe sich auf etwas besinnen soll, sei es in der Schule oder zu Haus, und man meint seinem Denken mit einer Ohrfeige nachzuhelfen, und läßt auf die erste noch eine zweite und dritte folgen, so sage ich; das ist eine Barbarei und eine Mißhandlung, denn durch die Ohrfeigen raubt man ihm gerade das, was man von ihm verlangt, nämlich die Fähigkeit, sich zu besinnen; und während der Mund ihm fortwährend zrusst: „denk nach!“ — so macht gleichzeitig die Hand durch ihr Zuschlagen das Denken immer unmöglicher. Wenn es wirklich möglich ist, daß ein Junge „dummgelchlagen“ wird, so geschieht es durch diese Art der Züchtigung am sichersten, und es ist noch nicht lange her, daß mir einer vorkam, der durch eine im Zorn verabreichte väterliche Ohrfeige einen Riß ins Trommelfell im Ohr bekam und halb taub wurde. Freilich ist, wenn dein Junge dich ärgert, sein Kopf am nächsten bei der Hand, und daher kommt wohl die große Günst, deren sich die Ohrfeige bei manchen Erziehern errent; aber das Nachste ist nicht immer das Beste, und vollends für die vom Zorn regierte züchtigende Hand ist es viel besser, sie macht einen feinen Umweg zu der oben ange deuteten Gegend des Körpers.

Zweites keine Regel ohne Ausnahme. Ist es barbarisch und verwerflich, die Ohrfeige als ein gewöhnliches Züchtigungsmittel zu gebrauchen, so kann es immerhin besondere Fälle geben, in welchen auch das Haupt eines Schuldigen in direkte Mitleidenschaft gezogen werden darf. Und es sind mir in der That einzelne Exempel von „gelegenten Ohrfeigen“ bekannt, für welche die Empfänger zeitweilen dankbar waren. Es liegt da in der überwaltigenden Raschheit, mit der sie appliciert werden können, ohne vorhergehendes zeitraubendes Drehen und Wenden, in dem durchdringenden Erschütterungsgefühl, das gerade diese Züchtigungsweise mit sich bringt, etwas Blühtartiges, unmittelbar Einschlagendes, das zur guten Stunde auch bis ins Gewissen dringen und dort in wohlthätig erwecklicher Weise wirken kann. Dieser Art müssen ungefähr die beiden zeitgemäßen Ohrfeigen gewesen sein, welche einst, wie Pastor Koch in Elberfeld in seinem „Leben des Dr. Heubner“ erzählt, der vor wenigen Jahren entschlagene treffliche Fabrikant Zeltner in Nürnberg anwandte, und zwar ging dies also zu. Derselbe schaute eines Tages, da in Deutschland die Spielhöllen noch gesetzlich gestattet waren, in Homburg dem Treiben der Spieler zu, um sich einmal dies böse Ding mit eigenen Augen zu betrachten. Sein Auge wird alsbald durch einen jungen Mann gefesselt, welcher blaß und bleich, mit krampfhaft gepanarter Miene einen Ruß in die Tasche thut, noch einmal eine Banknote auf den Tisch legt, verspielt und dann hinausgeht. Zeltner eilt ihm nach. Der junge Mann merkt es in seiner Aufregung nicht. Er biegt in ein nahes Kiefernwaldchen ein und greift nach seinem Doppelterzerol. Als aber das „Tid, tid“ ertönt, ist auch Zeltner hinter ihm, schlägt ihm das Terzerol aus der Hand und gibt ihm zwei kräftige Ohrfeigen. Im Namen Gottes fordert er dann den auf den Knien liegenden, plötzlich erschütterten und ernüchterten jungen Mann auf, liegen zu bleiben,

sagt ihm, wo seine Seele jetzt wäre, wenn er nicht herzugekommen wäre, beugt selbst die Kniee neben ihm, dankt Gott für die gnädige Errettung und bittet inbrünstig für die arme Seele um Erlösung aus den Banden des Satans. Dann jagt er dem jungen Menschen auf den Kopf, daß er fremdes Geld veruntreut und verpielt habe. Und als der junge Mann bekennt, daß er Reisender sei, seinem Herrn 300 Thaler veruntreut und dieselben verpielt habe, reißt ihm Zeltner die Summe mit der Mahnung, nie wieder um Gewinn zu spielen und sich zu Gott zu bekehren. — Jahre waren vergangen, Zeltner dachte kaum noch an diese Geschichte. Da geht er eines Tages aus dem Kontor über den geräumigen Korridor seines großen Fabrikgebäudes, als ihm auf demselben ein fremder Herr begegnet, welcher mit einer feingeleiteten Dame am Arme gekommen war, das großartige Seidenindustriegebäude zu besehen. Kaum wird der fremde Mann unsers Zeltner ansichtig, als er in die Kniee sinkt und laut ruft: „Mein Lebensretter!“ Die Frau ahute, was los war; aber Zeltner hatte keine Ahnung. Als er jedoch den fremden Herrn von den Knieen emporgezogen hatte, und dieser von Homburg und den zwei Ohreigen erzählte, und wie er seitdem durch Gottes Gnade bekehrt und ein anderer Mensch geworden sei, auch der Herr ihn sichtbar in seinem irdischen Berufe geeignet und ihm das liebe Weib zu seiner Seite geschenkt habe, da ging unfrem Zeltner ein Licht auf; es wurde ihm warm und weit ums Herz — und er hatte den Tag über gar liebe Gäste, welche Gottes Barmherzigkeit und Wunderwege mit ihm prüfeten. — Da hat wirklich in einem verzweifelten Fall ein verzweifeltes Mittel gute Dienste gethan, die Ohreigen sind nicht bloß an den Kopf, sondern ins Gewissen gegangen, und sind durch Gottes Gnade ein Werkzeug geworden, einer Seele zum Leben zu verhelfen. (Christenbote.)

„Der Teufel soll mich holen!“

So hat schon mancher Leichtsinnege oder Gottlose anscheinend ungestraft gerufen, obwohl der Bekenntlicher ein jegliches unnütze und schandbare Wort in sein Schuldbuch schreibt. Aber zuweilen greift er auch stracks strafend ein, um es den Menschenkindern einmal recht klar zu machen, was es heißt: „Ich bin ein starker, eifriger Gott!“ So wars auch vor noch nicht langer Zeit in einer anhaltischen Stadt. Dort lebte ein frecher, gottloser Mensch, ein solcher, von denen es im 1. Psalm heißt, daß sie wandeln im Rat der Gottlosen und sitzen, da die Spötter sitzen; an schandbaren Thaten und gottlästerlichen Spottereien war er der Erste unter seinen Genossen, an Sitte und Gottesfurcht aber gewiß der Letzte. So kam er einst spät abends mit einigen andern Saufbrüdern aus der Schenke, und in trunkenem Geschwätz ließ Einer den Namen „Teufel“ fallen. „Was Teufel“, rief der Erste, „das ist mein bester Freund; am besten wärs, er holte mich gleich!“ Die Andern, etwas erüchtert über diese freche Redeweise, jagten, er solle Schweigen. Unterdes waren sie bei einer dicken, hämmigen Eiche angekommen. „Jetzt paßt auf“, rief der Spötter höhrend; „wir wollen sehen, ob er kommt.“ Dreimal lief er um die Eiche, laut rufend: „Teufel, komm und hole mich!“ Vor Entsetzen bebend standen die Andern dabei. Plötzlich ertönte ein grauenvoller Schrei und ein dumpfer Fall. Gott der Allmächtige

hatte gerichtet. Plötzlich, beim heftigen Laufen, erhält der Betrunkene einen scharfen Stieb ins Gesicht, und wie mit eisernen Klammern packt ihn an Schultern und Hals, so daß er, im Wahne, der Teufel erschließe sein fürchterliches Wort, von Schrecken und Entsetzen gepackt, benüthigt zur Erde fällt. Die knorrigen Zweige der Eiche hatte sich diesmal Gott zum Werkzeug seiner strafenden Gerechtigkeit ausersehen. — Eine kleine Wunde war alles, was man an dem bewußtlos Liegenden von körperlicher Verletzung wahrnehmen konnte. Aber diese Wunde heilte nicht, sondern fraß weiter und weiter als ein böser, unheilbarer Krebsbohdan, der in nicht langer Zeit dem Leben des Spötters ein Ende machte. Bittere Schmähungen und Flüche waren es jetzt auch noch, die sich seinen Lippen entzogen; es schien, als habe der Böse wirklich Besitz von seiner Seele genommen. Ob er sich noch in seinen letzten Lebenstagen zu Gott gelehrt hat, ist zweifelhaft. (Kirchl. Wochenbl. für Schlesien.)

Aus nah und fern.

— I. Dem verfloffenen Monat März ist eine ganz ungewöhnlich laue und harte Kälte eigen gewesen. Besonders in Norddeutschland waren große Schneemassen gefallen, durch die die Post- und Eisenbahnverbindungen vielfach unterbrochen waren. Dasselbe war auf dem Südrind und Hochwald der Fall. Auch die Dampferverbindungen in der Elbe mußte eine zeitlang still liegen. Gleiche Berichte über strenge Kälte und Schneestürme kamen aus Nordamerika.

Ein ähnliches Gefühl von eifrigen und zerstörenden Stürmen, unter deren Frosthauch alles Lebendige erarrt, beschleicht uns, wenn wir auf die Ausbreitung der **sozialen Bewegung**, oder sagen wir lieber, der **sozialen Revolution** blicken, wie sie mit zermalnendem Gewalt da und dort jetzt hervorbricht, wie sie nur Trümmerstätten, zerstörten Wohlstand, flammenden Haß hinter sich zurückläßt, wie sie nach blutigen Kämpfen für alle Teile nur die schrecklichste Enttäuschung und Ernüchterung mit sich bringt und wohl vieles, was im mißthamen Fleiß langer Jahre langsam aufgebaut worden ist, in kurzen Stunden zu vernichten, aber schlechterdings nichts Neues, Besseres und Lebenskräftigeres an die Stelle zu setzen vermag. Die Arbeitermassen, die sich von diesem Geiste haben fortreißen lassen, müssen schließlich sehen, daß sie selber den Alt abgebaut haben, auf dem sie sitzen. Viel Müd ist gethät worden, viel Sturm wird jetzt geerntet. Die Vorgänge in London waren nur das Vorbild zu dem, was in Frankreich und zumal in Belgien jetzt vorgeht. In dem Bergwerksgebiet von Decozeyen in Südfrankreich ist die Ordnung noch nicht wiederhergestellt worden, sondern die Arbeiter verlangen, daß das Recht zum Bergwerksbetriebe ihnen selbst übertragen und so der Anfang zur Beseitigung des sozialdemokratischen Gedankens von der Gemeinamkeit der „Produktionsmittel“ gemacht werde. Auch aus New-York und Indiana in Nordamerika wird von Arbeitseinstellungen im großen Maßstabe berichtet. Am tollsten aber hat es in Belgien, und zwar im Kohlengebiete von Lüttich und der Umgegend, hergegangen. Fast alle Gruben und industriellen Werke wurden von empörten Arbeiterbanden überzogen, die auch die Besondere mit sich fortziehen zur Auflehnung gegen Gesetz und Ordnung, oder sie wenigstens zur Arbeitseinstellung zwingen und deren Wege durch blinde Zerstörungsmuth besetzen waren. In Lüttich wurden zahlreiche Kohlenhäuser und Kaufhäuser geplündert und die Fenster eingemorscht, alles unter dem Geschrei: „Nieder mit dem Kapital! Nieder mit den Burgeois!“ Ähnliche Aufrührer widerholten sich in der Stadt Charleroi. In der Nähe dieser Stadt wurden viele Schlösser und Fabrikgebäude geplündert und niedergebrennt. Gendarmen, Bürgergarde und die ganze verfügbare Truppenmacht des Landes sind zum Schutze des bedrohten Lebens und Eigentums, zur Wiederherstellung der freiheitlich gebrochenen Ordnung aufbeboten und viele Fingerringe sind schon erlöst, viel Blut vergossen und eine ganze Anzahl von Menschenleben diesem wahnwichtigen Treiben schon zum Opfer gefallen. Es sind allerdings dort, wie auch bei uns, augenblicklich schlimme geschäftliche Zeiten und viele Arbeitsstodungen, aber der fleißige Arbeiter hätte trotzdem mit einer sparsamen Hausfrau ganz gut besorgen und sich mit seinem durch die Verhältnisse doch noch viel schwerer betroffenen Arbeitgeber in Hoffnung einer Besserung zum

Beitern behelsen können. Die eigentlichen Anstifter so großen Unheils, die ihre eigene Haut zu Markte zu tragen sich hüten, sind kurzgeirte Mdoofaten und dergleichen Leute, die ihr sozialdemokratisches Evangelium in allerlei Wanddrückeren unter das Volk schleudern und es unaabhängig zur Unruhrdrückeren mit allem Beistehen reizen, die ihm vorwiegend, das eigentliche Heilmittel gegen alle sozialen Schwächen, das „allgemeine Stimmrecht“, durch das die Arbeiter, der vierte Stand, die Macht in die Hände bekommen würden und die den Beistosten diesen unangenehmen Stein fluss des Protes reichten. Auch in unserm Reichstag hat ein sozialdemokratischer Reichsbote den Antrag auf Aufhebung des dem unbesetzten Gebrauch von Sprengstoffen unter strenge Strafen stehenden Gesetzes gestellt und mit einer so trübseligen Rede über die Attentate der letzten Jahre begründet, daß der Reichstag fast einmüthig über diesen Antrag zur Tagesordnung übergang in der Erkenntnis, daß erst der Sinn für Recht und Ordnung und vor allem der religiöse, der christliche Sinn in ganz anderem Maße gestärkt und befestigt sein müßte, ehe von dergleichen die Rede sein konnte.

Die Frage, welche jetzt im Vordergrund der Diskussion steht, ist die, ob der Friede zwischen dem Staate und der katholischen Kirche durch das dem Herrenhaute vorliegende **neue Kirchengesetz** erreicht werden wird. Der als Mittelkammern oder gemäßigteren Antunisten des Herrenhauses berufene Bischof Kopp hat Zusätze und Abänderungen dazu vorgeschlagen, die vorläufig als unannehmbar und mit der Würde des Staates unvereinbar gelten, so die Ernennung der Seminarprofessoren ohne staatliches Einverständnis und Genehmigung, nur durch die kirchlichen Behörden. Die Waage der Entscheidung, ob Friede oder Fortsetzung des heßen Streites, schwannt darum noch hin und her. Was wir Evangelische von Rom lernen könnten, das ist das größere Zusammenhalten, der Eifer um die Ehre und Würde unserer Kirche und in ihrer Entscheidung nach außen. Das Ziel, um das wir kämpfen, ist eine freie, selbständige und bei aller Freiheit der Bewegung im vollen Glauben an das Evangelium selbstgewurzelte und darin einige evangelische Kirche. Dann erst wird sie ihren Gliedern das sein können, was sie ihnen sein soll, eine Burg und Feste der Wahrheit, wird die vielen in ihr liegenden Kräfte recht entfalten, und ihren feinstreichen Einfluß auf das geistige Leben unseres Vol-

kes zur vollen Geltung bringen können. Wie wenig die römische Kirche ein Bollwerk gegen Revolution und Aufruhr ist, das zeigen auf's Evidenteste wiederum die sozialen Unruhen in dem katholischen Belgien. Die Ultramontanen, der Papi voran, werden nicht müde, die Reformation als die Quelle alles revolutionären und anarchischen Wesens zu brandmarken, aber wo steht es denn schlimmer als in den romanischen Ländern und Staaten, in welchen die Papiistische die herrschende ist? Die Vorgänge in Belgien sind wieder ein neuer Beleg zu der alten Wahrheit, daß der Herd der Revolution gerade in den römisch-katholischen Ländern sich befindet. In diesem Betracht sind auch die neuesten Arbeiterrevolten, so betreibend sie an sich sind, sehr lehrreich.

— Gerßweiler. Am Sonntag, den 21. März, feierte unser „Evangel. Arbeiterverein“, der bereits über 100 Mitglieder zählt, zu Ehren seiner Majestät unseres Kaisers einen solennen Familienabend. Der Saal des Gastwirts Karl Ries war bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Bergmann J. Kugler, Ritter des eisernen Kreuzes, hielt die Festrede, indem er mit schlichten, aber beredeten Worten zur Liebe und Treue gegen Kaiser und Reich die Männer und Jünglinge ermahnte. Es wuchelten dann Volklieder, die von der gansen Versammlung gesungen wurden, mit erfrischen und beideren Deklamationen der jüngeren Mitglieder. Möge der Verein seinen trefflichen Zweck: evangelisches Bewußtsein, christlich-deutsche Sitte und Liebe zum Vaterland zu wecken und zu pflegen, nie aus den Augen verlieren! A. F.

Bibelkalender.

Evang.:	Joh. 6, 1—15.	Epist.:	Gal. 4, 21—31.
	Vorgens.		Abends.
Sonntag,	4. April: Mat. 145, 1—12.	Mat. 145,	13—21.
Montag,	5. „ Hebr. 4, 1—13.	Matth.	27, 11—23.
Dienstag,	6. „ „ 4, 14—5, 10.	17,	24—30.
Mittwoch,	7. „ „ 5, 11—6, 10.	Joh.	29, 1—7.
Donnerst.,	8. „ „ 6, 11—20.	„	19, 8—17.
Freitag,	9. „ „ 7, 1—14.	Luc.	23, 26—32.
Sonntag,	10. „ „ 7, 15—28.	Mat. 3,	Mat. 3.

Gottesdienste.

Kärrat, 4. April 1886:
 Saarbrücken. Schloßkirche 9 Uhr: Pfr. Jenner. Schloßkirche 10 Uhr: Pfr. Engel. Schloßkirche 2 Uhr: Pfr. Zidwoltz. — St. Johann, 10 Uhr: Pfr. Jte. 2 Uhr: Pfr. Dörner. — St. Arnual, 10 Uhr. — Wädingen, 2 Uhr. — Brebach, 1/9 Uhr: Sup. Jilissen. — Sulzbach, 9 Uhr: Süßsp. Ober. 10 1/2 Uhr: Pfr. Wagner. 11 1/2 Uhr (Weichte und Abendmahl): Pfr. Wagner. — Dabweiler, 1/9 Uhr: Pfr. Trommerst. hauen. 10 Uhr (Abendmahl): Pfr. Eich. nod. — Scheidt, 10 Uhr: Pfr. Trommerst. hauen. — Friedrichsthal, 9 Uhr. — Neunkirchen. Obere Kirche 10 Uhr: Pfr. v. Schoen. Obere Kirche 6 Uhr: Pfr. Niehn. — Wellesweiler, 10 Uhr (Abendmahl): Weichte 1/10 Uhr: Pfr. Niehn. — Gerßweiler, 11 Uhr. — Ottweiler, 10 Uhr: Pfr. Simon. 1/2 Uhr: Oberpfr. Zidwoltz. — Frier, 10 Uhr: Sup. Klein 3 Uhr (Missionsstunde): Div.-Pfr. Hoffmann. — Lunt, 10 Uhr: Pfr. Dr. Schumann. (Missionswoche: Sup. Klein.)

Wochengottesdienste.

Neunkirchen. Dienstadt, den 6. April abends 8 Uhr, Passionsandacht im Vereinshaus: Pfr. Niehn.
 Ottweiler. Freitag, 9. April, 1/8 Uhr abends (Passionsgottesdienst): Pfr. Simon. Sulzbach. Mittwoch, 7. April, nachmittags 5 Uhr (Passionspredigt): Pfr. Wagner. Gerßweiler. Donnerstag, den 8. April, 6 1/2 Uhr abends: Passions-Andacht. Dabweiler. Freitag, den 9. April, abends 6 Uhr (Passionsgottesdienst): Pfr. Niehnod.
 Frier. Am 7. April, 6 Uhr (Passionspredigt): Pfr. Nastien.

Wortesfaken. Von Herrn G. in G. für Mission, Niederrörsbach, Wetthelem je 1 A. für Mitteilungen aus China 2 A.; von N. N. für Mission 8 A.; durch Herr. Thun, Saarbrücken für Wetthelem von Fr. B. in St. Joh. 0,50, Fr. C. 0,50, Lingen 0, 0,25, Kleinfinderschule Saarbr. 1,45 A.; für Jerusalem Fr. A. 3, 3 A.; für Niederrörsbach Fr. L. v. G. 5 A.; durch Hauspater St. für Wetthelem von Fr. B. 2 A.

Derzlichen Dank!
 Für Wetthelems Kirchbau: S. Bier in Thallichtenberg 1 A.
 Derzlichen Dank!

Die Abonnementsbeträge, welche noch ausstehen, werden baldigst erbeten. Angenommen sind pro 1. Quartal aus: Fingebach 8,35; Greienbach 4,50; Niederbiergen 7,50; Walpershofen 4,30; Wiebelskirchen 18,40; St. Johann 85,20; Neunkirchen 10,90; Scheidt 11,80; Dörsenbach 4,05; Limbach (Grußdorf) 0,40; Hangard 2,75; Holz 15,50; Limbach (Waly) 10,80; Frier (Walt) 9,25; Neunkirchen 103,45; Niederbach 1,60; Dabweiler 26,80; Sinnerthal 10,00; Sulzbach 28,00; Mittelberbach 4,30; pro 2. Qu. Schmidhagenbach 4,60; Bräden 1885 und 1886 8,00; Sobernheim 1886 2,00; Metz 1. und 2. Quartal 7,70 A.

Die Handeldgärtnerci
 des evangel. Diapora - Waisenhauses zu Godesberg empfiehlt: Rosen-Dothmiden, Frühlingsblumen, Blumenthul, Koblstrabi- und Salatpflanzen, ferner alle Sämereien. Katalog zu Diensten.
H. Dierhs.

Am Sonntag, den 4. April,

feiert der „Evangel. Männer- und Jünglings-Verein in Burbach sein Jahresfest. Der Festgottesdienst, unter Mitwirkung des Sängerkhors, findet nachmittags 2 Uhr in der Kirche zu Wallstatt statt. Die Festrede hält Herr Regierungsrath und Schulrat Dr. Schumann aus Frier. Die Nachpferammlung wird um 4 Uhr zu Burbach im Saale des Gastwirts Frier Chr. Wagner abgehalten. Die Freunde der Jünglingsfrage, namentlich die Fräuervereine werden zu dieser Feier herzlich eingeladen. Der Vorstand.

Augebotene Stellen.

Ein ev. braves Mädchen für Hausarbeit gesucht, Rudolph bei Konstanz, **Frau Lindenhahn.**

Ein Mädchen für Küchen- und Hausarbeit wird gesucht in Saarbrücken von **Frau Ida Heckel.**

Zum 1. Mai findet ein braves Mädchen, welches Liebe zu Kindern hat und gut waschen kann, Stelle bei **Frau Rektor Kniebo in Sulzbach.**

Ein braves Mädchen, das ordentlich lochen kann und Hausarbeit mit besorgt, zu sofortigen Eintritt gesucht. **Frau Apfheker Treffon. Sulzbach.**

Gesuchte Stellen.

Ein fleißiges Mädchen, das vollständig bügeln, etwas nähen und servieren kann, sucht Stelle in einem herrschaftlichen Haus als Zimmermädchen. Adr. verm. Simeon **Riehn, Neunkirchen.** [79]

Marthahaas.

Wägdeherberge in St. Johann, Dabweilerstraße 16. Vermittelungen werden Sonntag nicht angenommen oder besorgt.

**Billigste
Beyngsquelle
für:
Schwarze
Cachemires
und
Fantasiestoffe.**

Arthur Leonhardi
Manufaktur- und Modewaren. — Damen- und Kinder-Mäntel.
Pofamenten. — Näh-Krifkel. — Befäße.
Gardinen. — Corfets. — Sandfchuhe. — Schirme.
Chemifche Wäſcherei und Färberei.
St. Johann-Saarbrücken,
Bahnhofstraße 47.

Spezialität:
**Rinmwollene
solide
Greizer
Fabrikate**
zu
Fabrikpreifen.

Kalendar zur Miſſionsfrage.
Von C. Dülfer in Breslau find zu beziehen: 1) Güte dich vor der Miſſiſche! Ein Wort der Warnung und Mahnung an die evang. Chriſtenheit Deutschlands. Ge-krönte Preisſchrift. Preis 10 S. (Stets vorrätig bei Urmacher Krämer in St. Johann.) 2) Eine Miſſiſche. Erzählung von Manning. Preis 10 S. 3) Die Miſſiſchen. Eine Erzählung in Verſen von C. Brenning. Preis 10 S. 4) Anweiſung für den evangel. Teil der Brautleute gemiſchten Bekenntniſſes und Warnung vor Eingehung einer Miſſiſche. Flugblatt. Preis 5 S.
Von der Wupperthaler Traktat-geſellſchaft in Warmen find zu beziehen: 5) Fris Traugott. Eine Geſchichte aus dem täglichen Leben. Von A. Rauth. Preis 12 S. 6) Briefe an einen evangel. Freund, der in die Ehe mit einer Katholiſtin eintritt. Preis 12 S.

EMMER-PIANOS
von 110 M. an (kreuzsaitig, Abzahlungen geſtattet. Bei Barzahlung Rabatt und Frankofortierung. Preisliſte etc. gratis.
Harmoniums von 120 Mark.
Wilk. Emmer, Hagebue, Ehrende Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen, Anſtellungs-Patente etc.

Wer von dem Hauptſtapelplatze
Hamburg
gut und preiswert

Kaffee
beziehen will, wende ſich an das Import- und Export-Haus
Hacker & Naeve,
Samburg Nr. 3.

Lehr- & Erziehungs-Anſtalt
am Donnersberg, Stat. Rarnheim (Pfalz).
Vorbereitung zum Einjährig-Freiwilligen (Gramen. Beginn des Sommerſeſters am 4. Mai. Jahresberichte durch den **Direktor E. Göbel.**

Nur das Solide hat Befund! Beweis: der enorme Abſatz des Solids. Tatzels von W. Weder in Zeeſen a. Harz. 10 Bld. 8/8.

Briefkaſten. An die verehr. Agenturen hiermit die herzlichſte Bitte, geſ. 6 a 1d mitzutheilen, ob beſuchungs- wie viel Gr. des „Ev. Wochenblatt“ wir hiſtlang zu viel oder zu wenig gefandt haben. In allen Fällen, wo keine Nachricht erſolgt, werden wir die hiſterige Anzahl als ſeltſe Beſtellung anſehen.
Reuſenkirchen. **Die Expedition.**

Briefkaſten. Für den ſchönen, ermutigenden Brief der unbekanntten Schreiberin meinen beſten Dank! Die Plarrer unſerer Synode haben meiſt ſo grobe und weit zerſtreute Gemeinden zu bedienen, daß eine perſönliche Einwirkung auf die einzelnen Gemeindeglieder, reſp. auf die ſoumirmierte Jugend, kaum möglich iſt. Darum iſt eben die chriſtliche Preſſe für unſere Verhältniſſe hier von größter Wichtigkeit. In Sonntagſchulen, Bibelftunden, Vereinen u. ſ. w. Kindern und Erwachſenen Gottes Wort auszuſprechen, iſt nicht jedermanns Ding; dazu gehört Gabe und Beruf; aber chriſtliche Mütter, gute Schriſten und Bücher unter das Volk bringen, das kann jeder. Wer an Reich Gottes bauen helfen will, dem iſt hier ein dankbares Feld abgethan!
Mit freundlichem Gruße
A. F.

Verſandt direkt vom Fabrikanten!
Louis Läckhoff in Guadenſtrek in Schleſien verſendet (ſrco. 6 mind. 15 M. Wert) jedes, auch das geringſte Quantum ſeiner Fabrikate, als: baumwollene u. ſeinene Kleider, Schürzen u. Bettzeuge, Hausmacher, Jnſet, Drell, weiße Reinen, baumw. Semdentüſche, Ciſſons, gewürzte Hofenzeuge, ſowie breite Bettſtückweinen u. Halbleinen ohne Naht, Bardend, Biſage, weiße u. bunte ſeinene Taſchentücher, Handtücher, Tiſchtücher, Servietten etc. zu Fabrikpreiſen. Muſterſendung gratis und franko

Die
Saar- & Moſelzeitung,
die billigſte in Trier erſcheinende Tageszeitung, iſt in jeder Hinſicht allen Anforderungen zu genügen beſtrebt, die man an ein gutes Provinzialblatt ſtellen kann, und vertritt in allen wichtigen Fragen mit Entſchiedenheit die proteſtantiſchen Intereſſen. — Ihr Preis beträgt nach auswärts nur 2,50 M. vierteljährlich.

Interate finden vorzüglich in Trier weiſte Verbreitung, weil ſie im „Stadtanzeiger“, der von Haus zu Haus verteilt und an den Strahenden als Blatt angeſchlagen wird, gratis wiederholt werden.
Beſtellungen auf die Saar- u. Moſelzeitung nehmen alle Poſtämter, für Trier die Expedition, Reichſtr. 29, entgegen.

Reuchhufentropfen
von ausgezeichneter Wirkung verſendet necht Proſchüre Apotheker Zimmermann in St. Avoß (Koblenz) franco gegen Einſendung von M. 1,50 oder mittelſt Poſtoorſchuh.
Reuſenkircher Frauen- und Jungfrauen-Miſſions-Verein: 7. April, 3 Uhr, im Vereinhaus.

Theol. Anz. Montag, 5. April, in No 11 n. Waldm 136. Blatt. 10, 16 ff.

Taſchentücher

in beſter Qualität u. zu Fabrikpreiſen direct u. ohne Zwischenhandel an den Conſumenten aus der Taſchentuch-Weberei v.
Wilhelm Bertram
Lauban i/Schl.
Preisliſte und Muſter gratis
Reines Leinen garantiert.

Die Industrie der Berl. Stadtmiſſion zur Bileue und Beſchäftigung entlaſſener Strafgefangener empfiehlt hiermit ihre aus beſten Rohmaterialen hergeſtellten

Cigarren
zu M. 20,—, 25,—, 40,—, 45,—, 50,—, 55,—, 60,—, 65,—, 70,—, 80,—, 90,—, 100,—, 120,—, 150,—, 175,— u. 200,— pro mille.

Rauchtabake
zu M. 0,60, 0,80, 1,—, 1,50 und 2,— pr. Pfd. Wir bitten um geneigte Berücksichtigung unſerer Offerte, da dieſelben einen guten Zweck diene.
Anträge jeder Quantität eſſektuierten wie prompt und ſorgfältig von 15 M. ab franco, und erbiten ſolche an
Paul Marschel,
Berlin SW. 61, Johannſtiſch 6.

An unſere Leſer!
Mit dieſer Nummer beginnt das 11. Quartal 1886 des „Ev. Wochenblatt“. Wir bitten deſhalb unſere geehrten Agenten und Abonnenten, beſonders die der Poſt, ihre Beſtellung für das 11. Quartal geſt. ungenäunt aufgeben und unſern Blatte immer mehr Leſer gewinnen helfen zu wollen. Wer das „Ev. Wochenblatt“ empfehlen will, erhält unentgeltlich Probenummern zum Verteilen, ſo viel er braucht, auf ſeinen Wuſch von der Expedition zugandt.
Reuſenkirchen. Redaktion & Expedition.